newsletter
Behindertenpolitik
88
Juni 2022

Ad:bewegt – vom Musterkrüppelchen zur Persönlichen Assistenz

Eine digitale Ausstellung seit 29.5.2022 unter ad-lab.orgn

Die ambulanten dienste e.V. in Berlin gibt es seit 1981. In der digitalen Ausstellung führt Matthias Vernaldi, der bis zu seinem Tod im März 2020 engagierter Aktivist der Behindertenszene war und Vorstandsmitglied des Vereins, durch eine virtuelle Tour, die verschiedene Einblicke in das persönliche Leben schwerstbehinderter Menschen bietet. Die Ausstellung wirft zudem einen Blick auf die Geschichte der Behindertenbewegung in Deutschland. Ein Ausstellungsteil, „Erinnern und Gedenken“, geht auch auf die Ermordung von Menschen mit Behinderung im Nationalsozialismus ein. Viele Links und Literaturnachweise bieten den Besucher:innen tiefgreifende Informationen zu den Themen der Ausstellung. Vorstandsmitglied Ursula Aurien meint: „Unsere digitale Ausstellung ad:bewegt! erinnert an die Herausforderung der Vergangenheit und zeigt eindrucksvoll, wie ein Leben mit persönlicher Assistenz für Menschen mit Behinderung aussehen kann.“ Und sie verweist darauf, dass „unsere Rechte uns nicht in den Schoß fallen. Wir müssen immer wieder dafür streiten. Im Heim wirst du gelebt. Mit persönlicher Assistenz entscheide ich, wie ich leben will“.

ad:lab

Schräge Blicke

Der Newsletter Behindertenpolitik hat wieder acht Seiten mit schrägen Blicken auf Gegenwart und Vergangenheit. Was heute jeder und jede im Munde führt, ist das schöne Wort „Diversität“. Michael Zander bietet in seiner Buchkritik eine ungewöhnliche, streitbare Interpretation des Begriffs. Aus „liberaler Ideologie“ entlehnt, ist der „Trubel um Diversität“ meist reine Sprachpolitik. Die wirklichen Verhältnisse entgehen womöglich der Kritik: soziale Ungleichheit, die dem Kapitalismus innewohnt. An die Stelle kontroverser Argumentationen tritt also eine sich auf Befindlichkeiten berufende passiv-aggressive Vermeidungsstrategie.(▶ **S.2**).

Dergleichen scheint neuerdings auch zum Repertoire der Diversitätsideologie zu gehören. Das zeigt auch das Buch von Heike Ehrig und Doris Krumpholz. Sie haben eine qualitative Studie über beruflichen Erfolg von Frauen mit und ohne Behinderung gemacht. Gemeint sind damit nicht die sogenannten Karriere-Frauen, sondern jene, die subjektiv mit ihrem Job zufrieden sind und ihre selbstgesetzten Ziele erreichen konnten. Ein Ergebnis der Studie: Frauen haben schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt als Männer und sind immer noch mit Rollenklischees konfrontiert und einer Aufteilung der Sorgearbeit, die äußerst traditionell ist. Damit haben besonders Frauen mit Behinderung zu kämpfen (▶ **S.6**).

Eine, die immer gekämpft hat, war Hannelore Witkofski. Sie war eine wichtige und streitbare Akteurin der Behindertenbewegung. Die Nachrufe, besonders jener von Oliver Tolmein auf die leider verstorbene Hanne, erinnern daran – und auch an die Zeit der erkenntnisförderlichen Kontroversen (▶ **S.7**). Eine weitere Frau, Uschi Aurien, erinnert ebenfalls an „die Herausforderung der Vergangenheit“ und an das notwendige Engagement der Gegenwart im Rahmen der digitalen, sehenswerten Ausstellung der ambulanten dienste e.V (▶ **S.1**). Udo Sierck eröffnet einen neuen Reigen über Menschen mit Behinderung, die nicht bloß Opfer, sondern auch berühmt gewordene Gestalter ihres Lebens waren, unter den widrigsten Umständen. Eröffnet wird der Reigen mit Matthias Buchinger, der von 1674 bis 1740 lebte. „Er war 74 Zentimeter groß und ohne Hände und Füße geboren.“ Das Metropolitan Museum in New York dokumentierte 2016 dessen Vita und Werk in einer Ausstellung (▶ **S.5**). So können wir mal üben, „wesentlich im Sinne einer anderen Wahrnehmung“, den „einengenden Verhältnissen durch Witz und Ironie zu trotzen. Oder: Einfach zu überleben.“ Das kann Menschen mit und ohne Behinderung hoffentlich gelegentlich gelingen.

Für das Team des newsletters
Erika Feyerabend

„Vielfalt“ als liberale Ideologie

Zu Walter Benn Michaels‘ „Trubel um Diversität“

Deutsche Großkonzerne riefen im Dezember 2006 eine „Charta der Vielfalt“ ins Leben, und die Erstunterzeichner waren Telekom, Deutsche Bank, Mercedes-Benz und BP Europa. In der Charta, die mittlerweile über 4500 Unternehmen gezeichnet haben sollen, heißt es: „Die Diversität der Mitarbeitenden mit ihren unterschiedlichen Fähigkeiten und Talenten eröffnet Chancen für innovative und kreative Lösungen.“ Ziel sei es, ein „wertschätzendes Arbeitsumfeld für alle Mitarbeitenden zu schaffen – unabhängig von Alter, ethnischer Herkunft und Nationalität, Geschlecht und geschlechtlicher Identität, körperlichen und geistigen Fähigkeiten, Religion und Weltanschauung, sexueller Orientierung und sozialer Herkunft.“

Die Forderung nach „Vielfalt“ ist also nicht notwendigerweise als „links“ zu bezeichnen – zumindest dann nicht, wenn man die Überwindung oder wenigstens Zurückdrängung des Kapitalismus zugunsten einer egalitären Gesellschaft für das politische Ziel hält, das die Linke ausmacht und von allen anderen Kräften unterscheidet. Der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Walter Benn Michaels setzt sich in seinem erstmals 2006 erschienenen und nun in deutscher Sprache vorliegenden Buch mit dem „Trubel um Diversität“ auseinander. „Diversität“ ist für ihn der Schlüsselbegriff einer liberalen Ideologie, die fest im US-amerikanischen Alltagsbewusstsein verankert ist und die zunehmend auch in der Bundesrepublik Fuß zu fassen scheint. Ein zentrales Merkmal dieser Ideologie ist, dass sie Diskriminierung und ungleich verteilte Chancen innerhalb des Kapitalismus skandalisiert, aber nicht den Kapitalismus selbst und nicht die soziale Ungleichheit, die dieser erzeugt.

„Rasse“ – ein irreführender Begriff

Hinter der Forderung nach Diversität auf jeder Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie steht Michaels zufolge das Ideal eines angeblich fairen Wettbewerbs um Positionen. Dabei sei es naheliegend, Menschen auf ihre persönlichen Merkmale und ihre „Identitäten“ festzunageln – oder gar zu reduzieren –, denn so lasse sich der Fortschritt an Diversität leichter messen. Liberale Antidiskriminierungspolitik läuft so Gefahr, die Prämissen der Diskriminierung zu übernehmen. Besonders problematisch ist dies, wie der Autor zeigt, im Fall der Kategorie „Rasse“ und der „rassischen Identitäten“. Während in Frankreich und Deutschland darüber diskutiert wird, den als rassistisch erachteten Rassebegriff aus den Staatsverfassungen zu entfernen, ist dieser in den USA nach wie vor gang und gäbe und wird von Teilen der deutschen akademischen „Rassismuskritik“ unhinterfragt übernommen.

Michaels kritisiert unter anderem die Vorstellung, dass es „weißen“ Reichtum gebe, an dem die große Mehrheit der Weißen in den USA aber keinen Anteil habe. Nach dieser Logik könne man ebenso gut von „asiatischem“ Reichtum reden – die „Asian-Americans“ sind bei den Vermögenden statistisch überrepräsentiert – und davon, dass eine „Vorherrschaft der Asiaten“ das „grundlegende Problem“ sei (S. 10). Das Risiko, Opfer von tödlicher Polizeigewalt oder inhaftiert zu werden, habe durchaus mit Rassismus, vor allem aber mit Armut zu tun. Ein anderes Beispiel ist die Corona-Pandemie: Die Medien berichteten davon, dass Menschen bestimmter „Rassen“ besonders von der Covid betroffen seien, in Wirklichkeit sei jedoch die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse der entscheidende Faktor. „Rasse“ als eine „soziale Konstruktion“ zu behandeln, hält der Autor nicht für eine überzeugende Lösung: „Dass ‚Rassen‘ nunmehr als soziale Tatsachen erachtet werden, läuft lediglich auf das Eingeständnis hinaus, dass wir sie irrtümlich für eine biologische Tatsache gehalten haben und nunmehr darauf bestehen, diesen Fehler auch weiterhin zu machen.“ (S. 64)

Klasse ist das Problem und nicht (nur) Klassismus

Die Diversitätsideologie wird zur Tabuisierung ökonomischer Ungleichheit eingesetzt. Dies zeigt Michaels unter anderem am Beispiel von sogenannten Eliteuniversitäten, wo es Quoten nach Hautfarben und ethnischer Zugehörigkeiten gibt, aber keine nach Einkommensgruppen: „Wenn die Verteilung der Einkommen an der Universität Harvard wie die in den Vereinigten Staaten aussehen sollte, wären mehr als die Hälfte der Leute (...) weg und sehr viele der Verschwundenen reich und weiß.“ (S. 113). Senkung von Studiengebühren und Stipendienprogramme brächten allerdings keine hinreichende Gleichheit, weil die meisten weniger Begüterten im Bildungssystem erst gar nicht so weit aufstiegen und weil die Zahl der lukrativen Leitungsposten, zu denen man durch einen solchen Abschluss Zugang erhält, wiederum eng begrenzt sei. An anderer Stelle heißt es pointiert, das Problem der Ausbeutung lasse sich nicht dadurch lösen, dass „man jedem eine faire Chance gibt, Ausbeuter zu werden“ (S. 252).

Wie Michaels deutlich macht, ist das Problem nicht „Klassismus“ – ein Konzept, mit dem das Problem des

Kapitalismus und der ökonomischen Ungleichheit auf Diskriminierung reduziert und tendenziell in die liberale Ideologie eingemeindet wird. „Die Arbeiterklasse (...) ist keine Identität, und wenn man sie wie eine behandelt, nämlich Opfer von Ausbeutung behandelt, als wären sie solche von Diskriminierung, bestätigt man die Schichtung der Klassen und stellt sie nicht in Frage. (...) Für die Linke besteht das Problem mit der Arbeiterklasse allerdings nicht darin, dass die Menschen, die ihr angehören, unfair behandelt würden; die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse selbst ist die Ungerechtigkeit, die notwendig ist für den Kapitalismus, damit er überhaupt bestehen kann.“ (S. 20)

Michaels führt Statistiken an, die zeigen, dass die Produktivität der arbeitenden Klassen seit einem halben Jahrhundert steigt, während die Löhne im gleichen Zeitraum sanken, und dass der Reichtum der oberen zehn Prozent wächst, während der Anteil der Gewerkschaftsmitglieder zurückgeht. Aus diesen Befunden folgert Michaels, die abhängig Beschäftigten müssten sich organisieren, um mehr von dem Reichtum zu erhalten, den sie erarbeitet haben, auch wenn dies kein Allheilmittel gegen die Übel des Kapitalismus sei. In den USA haben die Gewerkschaften einen weitaus schwereren Stand als in Westeuropa, von daher ist es verständlich, dass der Autor deren Bedeutung hervorhebt. Und zweifellos ist gewerkschaftliche Arbeit ein notwendiger Bestandteil jeder linken Strategie. Aber offensichtlich nicht jede Gewerkschaftsaktivität Teil einer solchen Strategie oder mit dieser vereinbar. Oft genug haben Gewerkschaften bloße Klientelpolitik betrieben und sich gegen die Linke gewandt.

Analytische Schwächen und Leerstellen

Insgesamt lässt sich festhalten, dass Michaels eine eloquente, scharfzüngige und dringend notwendige Kritik der liberalen Diversitätsideologie vorgelegt hat. Gleichwohl weist diese Kritik durchaus Defizite auf. Drei Probleme seien hier herausgegriffen: Erstens wird die Frage, welche Umstände der Ideologie eigentlich ihre scheinbare Plausibilität verleihen, nicht ausführlich genug behandelt. Ein Faktor dürfte die zunehmende reale Diversifizierung der US-amerikanischen und auch der deutschen Gesellschaft sein. Unter den Millionen von Menschen, die von Diskriminierung betroffen sein können, wird es viele geben, die nicht diskriminiert werden wollen und die zugleich liberale, konservative oder auch rechte politische Positionen vertreten. Die Diversitätsideologie ist einflussreich, weil sie einerseits reale Probleme adressiert und andererseits leicht einen Konsens zwischen Menschen zu stiften vermag, die sonst nicht viel miteinander gemein haben.

Ein zweites Defizit von Michaels‘ Buch ist, dass darin keine linke Alternative zur liberalen Diversitätsideologie skizziert wird. Die sozialistische Arbeiterbewegung hat im 19. und 20. Jahrhundert entscheidende Beiträge zur Frauenemanzipation geleistet, zum Antirassismus und Antikolonialismus, zum Engagement für die Legalisierung von Homosexualität und für die Rechte behinderter Menschen. Sie ist dafür taktische Bündnisse mit Liberalen eingegangen und hat ihre Bemühungen zugleich mit einem Kampf gegen den Kapitalismus und für den Sozialismus verbunden. Die Frage wäre, wie eine entsprechende Strategie unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts aussehen könnte. Wenn man diese Frage nicht stellt, hat man dem Liberalismus nichts entgegenzusetzen.

Der dritte Mangel besteht darin, dass der Autor unter anderem über die Politik der Behindertenbewegung schreibt, diese aber in grundsätzlichen Punkten misszuverstehen scheint. Er schreibt behinderten Menschen eine „medizinische“ Identität zu und behauptet, „Fürsprecher behinderter Menschen“ forderten, man solle sich Behinderung „nicht länger als einen Zustand vorstellen, der ‚geheilt‘ oder ‚überwunden‘ werden“ könne, sondern „sie wie eine ‚Rasse‘ begreifen“ (S. 29). Ob die Psychologin und Behindertenrechtsaktivistin Simi Linton, auf die Michaels sich hier beruft, dies wirklich so geschrieben hat oder nicht, sei einmal dahingestellt. Festzuhalten ist zweierlei: Erstens besagt eine für die Behindertenbewegung zentrale Annahme bekanntlich, dass Behinderung nicht auf medizinische Aspekte reduziert werden darf, sondern dass es gilt, gesellschaftliche Behinderungen zu bekämpfen, also Ausgrenzung, Abwertung, Barrieren usw. Viele Beeinträchtigungen sind schlicht nicht heilbar und sie müssen auch nicht um den Preis unzumutbarer medizinischer Eingriffe geheilt,

▶ **Fortsetzung S.8**

Neue Rubrik

Biografien im newsletter

Weder Tragik noch Superleistung

Der ‚newsletter behindertenpolitik' beginnt in dieser Ausgabe mit der regelmäßigen Vorstellung von als behindert bezeichneten Personen aus den letzten vierhundert Jahren, ohne dabei stets chronologisch vorzugehen.

Die übliche historische Betrachtung behinderter Menschen ist eine Geschichtsschreibung der Opfer: Kinder, Frauen und Männer mit ungewöhnlichem Äußeren, unbekannten Verhaltensweisen oder mit Einschränkungen der Lernfähigkeit wurden versteckt, verhöhnt, verspottet, verteufelt, in speziellen Institutionen verbracht, ruhiggestellt, zwangssterilisiert und getötet. Diese Behandlungsformen reduzier(t)en behinderte Personen in der Wahrnehmung zu Objekten von Entwürdigung und Misshandlung. Auch die emanzipatorische Behindertenbewegung hat diese Sichtweise gestützt, um im Gegenzug auf Respekt und Anerkennung zu pochen.
Aber obwohl die unbestreitbaren Fakten für ihre Ausgrenzung und Erniedrigung das Opferbild stärken, stellt sich die Frage, warum es an Gegenbildern mangelt. Eine Geschichtsschreibung über die ‚widerspenstigen Behinderten' existiert nicht. Ein Grund für diese Leerstelle könnte darin liegen, dass, wenn Personen in der historischen Betrachtung für ihre künstlerischen, literarischen, philosophischen, politischen oder unternehmerischen Qualitäten gewürdigt werden, die vorhandene Behinderung im Rückblick keine Rolle mehr spielt und unerwähnt bleibt. Zu hinterfragen wäre auch, ob manche Opferbilder stimmig sind und nicht auch gegenteilige Interpretationen zulässig sind, ohne in falsche Heroisierung zu verfallen. Denn denkbar ist, dass beides zutrifft: Den Verhältnissen zu trotzen und ihnen dennoch phasenweise oder gänzlich zu erliegen. Den historisch gefestigten Blick auf Behinderung zu hinterfragen bedeutet, die üblichen Denkweisen anzuzweifeln. Wesentlich im Sinne einer anderen Wahrnehmung wäre, ob Personen sich im Bewusstsein der Einschränkung als Subjekt entsprechend den eigenen Möglichkeiten präsentieren. Es kann heißen, einengenden Verhältnissen durch Witz und Ironie zu trotzen. Oder: Einfach zu überleben.

Der Erziehungswissenschaftler und behindertenpolitische Aktivist Volker Schönwiese wandte sich vor wenigen Jahren der gängigen Geschichtsschreibung nachdenklich zu: Denn so „sehr behinderte Personen in der Geschichte Verfolgte und Opfer waren, Gegenbeispiele sind kaum erforscht, historisch gelungene Integration und Akzeptanz ist kaum dokumentiert, weil sie meist wohl unsichtbar war: Das Opferbild gehört zu den vorherrschenden historischen Vorstellungen, die aktuell wirksam sind". Schönwiese fuhr fort, das Opferbild sei „als sehr zwiespältig einzuschätzen, da es historisch-kritische und gleichzeitig sehr traditionelle Vorstellungen eines aufgrund seines So-Seins ewigen Behinderten verbindet".

Der Fokus auf das Opferbild produziert historische Darstellungen, die nicht den ganzen Menschen mit seinen verschiedenen Facetten wahrnimmt – den angenehmen und den unangenehmen. Das behinderte „Opfer" ist im historischen Rückblick Objekt gesellschaftlicher Prozesse oder eine Person, der übel mitgespielt wurde. Die andere Seite ihrer Existenz findet sich in den Stadtchroniken, Aufsätzen und Büchern lediglich zwischen den Zeilen oder als Nebenbemerkung. Es bedarf eines anderen Blickes, um diese zweite Sichtweise herauszulesen.
Die Reduzierung auf das Tragische nimmt nicht die ganze Person wahr (und die kann als solche nicht agieren). Es gibt Mitleid und Mitleid, schreibt der italienische Autor Daniele Giglioli. Bedeutend sei, „was diese Rahmung den Opfern selbst antut". Sie stigmatisiert sie und beraubt sie „gänzlich oder zum Teil ihrer Biografie und ihrer kulturellen Bezüge". In dieser Konstellation würde die Vergangenheit die Zukunft fesseln. Was bleibt, ist das Recht auf Hilfe – wobei auch die den Opferstatus festigen kann. Auf „das heruntergeschrumpft", haben sie „zwar Tränen", aber „keine Argumente". Ihre Stimme dient dazu, sich zu bedauern und nicht „dazu, sich über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu verständigen". Ihre „Wahrheit liegt im Blick der Anderen, der Gnädigen, der Mitleidigen".

Das Bild vom ewigen behinderten Opfer ist eine einseitige Interpretation. Behinderte Körper und ungewöhnliche Verhaltensweisen waren und sind die Störenfriede einer trügerischen Normalität – Grund genug, sie zu würdigen.

Udo Sierck, Gnutz

Matthias Buchinger
Zauberer, Musiker und Zeichner

Bildquelle: www.wellcomeimages.org

Spätestens ab dem 17. Jahrhundert wurden ungewöhnliche Menschen regelmäßig auf Jahrmärkten zur Volksbelustigung ausgestellt. Die Befriedigung von Sensationslust und Neugier entwickelte sich zum Geschäftsmodell. Zur Präsentation eigneten sich auffallend große oder kleine Menschen, siamesische Zwillinge, dicke oder dünne Frauen und Männer sowie Kinder und Erwachsene mit fehlenden Gliedmaßen. Das Publikum ergötzte sich in der beruhigenden Gewissheit und zur Selbstbestätigung, so nicht zu sein. Profitiert haben von der Zurschaustellung Mütter und Väter, überwiegend aber wohl reisende Unternehmer. Es gab aber auch – heute würde es heißen behinderte – Personen, die mit ihrem Sosein ihren Lebensunterhalt verdienten.

Ein bekanntes Beispiel ist Matthias Buchinger (1674-1740). Er war 74 Zentimeter groß und ohne Hände und Füße im fränkischen Ansbach geboren. Er erlangte Berühmtheit, weil er seine Benachteiligung in „sensationsheischende Vorteile“, wie ein Journalist rückblickend schrieb, wandelte. Nach dem Tod seiner Eltern machte sich Buchinger selbständig. Seine ersten Auftritte in Franken wurden noch untersagt, schwangere Frauen sollten vor seiner Ansicht geschützt werden. Weil sein Äußeres die Zuschauer ablenkte, reiste er bald als trickreicher Zauberer durch Europa und ließ sich in England nieder. Für seine Kabinettstückchen nutzte er Karten, Würfel oder Tücher. Gepriesen wurde seine Musikalität, er spielte mit einer speziellen Konstruktion Violine und Flöte. Aber vor allem seine Zeichenkunst löste Bewunderung aus. Er machte Furore, weil er fließend Spiegelschrift schrieb und kalligraphische Fähigkeiten besaß. Dazu nutzte er eine Feder für seinen Daumen am Armstumpf. Ein zeitgenössisches Manuskript beschreibt eine seiner Vorstellungen, wobei zunächst sein Körper im Mittelpunkt steht:

Dieser „außergewöhnliche Mensch war ein Deutscher & wenig mehr als der Rumpf eines Mannes, ein Körper nur mit Kopf und Oberarmen, und an dem einen Ellenbogen hatte er einen Auswuchs, der gewisse Ähnlichkeiten mit einem Daumen hatte. Der untere Teil seines Leibes steckte in einer Art Gehäuse aus festem Leder, & er drehte sich mit beträchtlicher Behendigkeit über den Boden, indem er die eine Seite etwas anhob & sich auf der anderen drehte wie ein Schwenkzapfen. Zu seinen Vorstellungen gehörte außer Schreiben (...) auch Zeichnen, ebenfalls mit einer Feder. Eine seiner Arbeiten stellte den Kopf von König Charles mit einer buschigen Perücke dar, in deren Locken ein Teil der Bibel geschrieben war (...), mit dem bloßen Auge nicht zu lesen, mit Hilfe eines Vergrößerungsglases jedoch deutlich zu unterscheiden. (...) Er spielte eine gewöhnliche Flöte, die in einer Kiste mit Klappen steckte, damit er die außen gelegenen Tonlöcher und Tasten abdecken konnte, die er mit seinen Stummeln betätigte, während er mit dem Mund blies. Er würfelte mit einem ganz gewöhnlichen Becher, spielte Karten und kegelte, wobei er mit der Kugel jeden beliebigen Kegel auf eine Entfernung von etwa zehn Fuß traf.“

Buchinger war viermal verheiratet, angeblich hatte er zwanzig Kinder. Obwohl sein Lebenslauf dokumentarische Lücken aufweist, scheint es ihm gelungen zu sein, pure Sensationslust in aufkeimenden Respekt zu verändern. Seine Berühmtheit und sein zeichnerisches Können erhielten zumindest in der Gegenwart Anerkennung: Das Metropolitan Museum in New York dokumentierte 2016 Vita und Werk Buchingers in einer Ausstellung.

Udo Sierck, Gnutz

Selten berücksichtigt: Frauen mit Behinderung

Das neue Buch von Heike Ehrig und Doris Krumpholz und ihre Studie machen etwas zum Thema, was selten berücksichtigt wird: Wie werden Frauen, auch Frauen mit Behinderung, beruflich erfolgreich? Sie haben eine qualitative Studie darüber durchgeführt und die Ergebnisse in einem Buch veröffentlicht.

Unter beruflichem Erfolg verstehen beide dabei nicht nur die Karriere-Frauen, die es geschafft haben, im Management irgendeiner, meist hierarchisch strukturierten, Organisation den Aufstieg ganz nach oben zu schaffen. Beruflicher Erfolg ist ihrer Definition nach auch die subjektive Zufriedenheit, selbstgesetzte Ziele erreicht zu haben, ein ordentliches angemessenes Gehalt zu bekommen, Sinn in der Arbeit zu finden, sich persönlich entwickeln zu können und eine gute Work-Life-Balance hinzubekommen. Kurz und gut: was wir uns alle wünschen und verwirklichen wollen. Schließlich verbringen wir viel Lebenszeit im Beruf.

Geschrieben ist die Studie und ihre Ergebnisse aus der Perspektive der Autorinnen, die das soziale Modell der Behinderung favorisieren, ohne zu vergessen, dass nicht alles konstruiert an der Behinderung ist, sondern dass sie reale Schmerzen, u.U. Lebensverkürzung und andere Belastbarkeiten mit sich bringen kann. Auch in der schönsten, nach dem sozialen Modell geschaffenen Gesellschaft, die wir bei weitem nicht haben, bleibt dieses Moment zu erkennen. Berufstätigkeit mit Behinderung ist keinesfalls selten. Zählt man die zeitweise durch Unfall oder Krebsbehandlung eingeschränkten Menschen dazu und jene, die keine staatliche Leistung in Anspruch nehmen und deshalb in den Statistiken nicht vorkommen, dann sind es 25 % der Bevölkerung und keineswegs eine nicht weiter zu berücksichtigende Minderheit.

Frauen haben es insgesamt nicht leicht auf dem Arbeitsmarkt. 2014 waren 83 % der Männer, aber nur 52 % der Frauen in Vollzeit beschäftigt, in Teilzeit dagegen 31 % gegenüber 10 % Prozent der Männer. Trotz höherer Abschlüsse haben Frauen immer noch die schlechter dotierten Berufe und werden schlechter bezahlt. Noch gravierender sieht es bei den Frauen mit Behinderung aus: 16 % der behinderten Frauen arbeiten geringfügig beschäftigt, doppelt so viele wie die Männer.

Immer noch also verdienen Männer besser. Das Aussehen spielt eine wichtige Rolle. Größe und Körpergewicht sind entscheidende Kriterien. Große Männer und untergewichtige Frauen machen schneller Karriere und verdienen mehr. Schlechtere Aussichten haben Männer, wenn sie stark übergewichtig sind. Es gibt wenig Studien, die das Geschlecht und die Erfolge im Beruf berücksichtigen, zu Frauen mit Behinderung gibt es gar keine.

Im Ergebnis der qualitativen Interviews wird einmal mehr deutlich, dass Frauen, ob behindert oder nicht behindert, mit eigentlich überwunden scheinenden Rollenzuschreibungen konfrontiert sind und mit einer kritikwürdigen Verteilung der Sorgearbeit. Netzwerke sind für alle Frauen wichtig, um lebenspraktisch mit diesen ungerechten Geschlechterverhältnissen klar zu kommen. Für Frauen mit Behinderung sind diese Netzwerke besonders von Bedeutung, weil sie zur Alltagsbewältigung auf private und professionelle Hilfeleistungen angewiesen sind. Die professionelle Hilfe wird nur zum Teil wahrgenommen, weil sie als zu restriktiv erfahren wird.

Alle Frauen mit Behinderung in dieser Untersuchung machen den Zusammenhang von ihrer Beeinträchtigung und gesellschaftlicher Akzeptanz und Normenvorstellungen deutlich. Jene, die zufrieden mit ihrem Beruf sind, haben in ihrer Lebensgeschichte Unterstützung in Familie und sozialen Netzwerken erfahren, und damit auch Anerkennung. Damit Frauen mit Behinderung sich durchsetzen konnten, müssen sie in überdurchschnittlichem Maße Zielstrebigkeit, Eigeninitiative, Durchhaltevermögen und Zuversicht an den Tag legen. Wir alle können also mit Unterstützung und Anerkennung dazu beitragen, die berufliche Lage von Frauen zu verbessern. Gesellschaftlich muss eine geschlechtergerechte Aufteilung von Sorgearbeit und besserer professioneller Hilfesysteme geschaffen werden. Davon profitieren auch Frauen ohne Behinderung. Also sind gemeinsame Forderungen und Initiativen für beide Gruppen vorteilhaft.

Erika Feyerabend, Essen

Heike Ehrig und Doris Krumpholz: Ressourcen von beruflich erfolgreichen Frauen. Eine qualitative Studie zu Frauen mit und ohne Behinderung, Münster/New York 2022 (Waxmann), 34,90 Euro, 356 Seiten, zum Teil auch unter google.books.de einsehbar.

Nachruf

Trauer um Hannelore Witkofski

Hannelore Witkofski ist tot. Gestorben ist sie am 23. April 2022 spätabends auf der Palliativstation des Westküstenklinikums, schmerzfrei – im Kreis von Freund*innen, die bis zuletzt bei ihr sein konnten. Dass Hanne so vermutlich einen guten Tod gestorben ist, ist ein Trost. Aber versöhnt mit den Verhältnissen in dieser Welt war sie bis zuletzt nicht. Ihre letzte E-Mail, die ich im neuen Jahr bekommen habe, war ein Glückwunsch zur Triage-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, verknüpft mit ihrer (zu Recht) skeptischen Anmerkung: „Man kann gespannt sein, was der Bundestag daraus macht."

Hanne wurde 1950 geboren, fünf Jahre nach dem Sieg der Alliierten über den Nationalsozialismus und dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in ein Deutschland hinein, das kein neues Deutschland war, sondern ein von Kontinuitäten geprägtes: in der Medizin, der Politik und in der Gesellschaft insgesamt. Für Menschen mit Behinderungen war dieses Deutschland kein guter Ort, sondern einer, in dem Selbstbestimmung verlangt zu Widerstehen. Hanne widerstand – und gehörte zu den Menschen mit Behinderungen, die seit den 1970er Jahren, die Behinderten- und Krüppelbewegung mitgestaltet und geprägt haben. Sie war 1980 in der Vorbereitungsgruppe gegen das „UNO-Jahr der Behinderer" (wie wir es damals nannten: dass es einmal eine UN-Behindertenrechtskonvention geben könnte, war noch nicht einmal ansatzweise zu erahnen) aktiv. Dort habe ich sie kennen- und über die Zeit mit ihr streiten und sie schätzen gelernt.

In dem Streit, der damals entlang der Frage des ob und wie der Zusammenarbeit mit Nichtbehinderten heftig geführt wurde, positionierte sie sich dafür, das „Krüppeltribunal zur Anklage von Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat" auch mit Unterstützung von Nichtbehinderten durchzuführen: ihre Anschrift im traditionell hochpolitisierten Hamburger Karolinenviertel war die Kontaktadresse für dieses Projekt, in dem es um die besondere Unterdrückung von Frauen mit Behinderungen, um die miserable Situation in den Werkstätten, in den Heimen, in den psychiatrischen Kliniken, um die verhinderte Mobilität und um Behördenwillkür ging: alles Themen, die auch heute noch so unerfreulich aktuell sind.

Noch kein Thema war auf dem „Krüppeltribunal" das, womit sich Hanne dann ab Mitte der 1980er Jahre und bis zu ihrem Tod so viel beschäftigt hat: Bioethik, mit all ihren Ausprägungen von der humangenetischen Beratung, Pränataldiagnostik über Selektion, bis hin zur neuen Euthanasiedebatte – eine düstere Seite der lichter wirkenden Entwicklung, die das Verbot der Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen mit sich brachte und die UN-Behindertenrechtskonvention mit ihrem menschenrechtlichen Verständnis von Behinderung.

Hanne war in diesen Auseinandersetzungen präsent, kompromisslos und entschlossen. 1989 hat sie in einem Streitgespräch in *konkret* unter anderem mit Franz Christoph, der Feministin Susanne von Paczensky und der GAL-Frauenpolitikerin Adrienne Goehler über das „Selbstbestimmungsrecht der Frau" in Zeiten von Pränataldiagnostik und selektiver Abtreibung gestritten. Wie stets hat sie ihren krüppelpolitischen Standpunkt mit einer weiteren Perspektive und Gesellschaftskritik verbunden: „Frauen, die Kinder zum Aussuchen wollen, die müssen sich nicht wundern, wenn der Staat Untertanen zum Aussuchen haben will."

Seitdem hat sich die Diskussion nicht wesentlich weiterentwickelt, aber ihre Anknüpfungspunkte haben sich verändert. Die eugenische Indikation wurde abgeschafft, die Selektionsformen haben sich verfeinert. Die Kontroverse entzündet sich mittlerweile an neuen Formen der nichtinvasiven Pränataltests, die in großem Umfang eingesetzt und von den Krankenkassen bezahlt werden sollen, um frühzeitig bei Feten im Mutterleib Trisomien (und bald wohl auch weitere Normabweichungen) zu identifizieren und damit einen frühen Schwangerschaftsabbruch zu ermöglichen.

2019 hat Hannelore Witkofski für das Gen-ethische-Netzwerk ein Gespräch mit der feministischen Journalistin Kirsten Achtelik über diese Entwicklung und den vergleichsweise geringen Widerstand dagegen geführt und dabei auch die eigene Bewegung kritisiert: „Ich hätte mir gewünscht, dass der Protest lauter gewesen wäre. Dass auch von Menschen mit Behinderung ▶

selbst mehr Kritik kommt, gerne auch etwas Aufsehenerregenderes, Drastischeres, was auch der Situation angemessen ist. Ich habe Angst, dass die Dinge heute nicht mehr beim Namen genannt werden, dass alle sich nur noch so weichgespült ausdrücken. Wir müssen wieder mehr bewusst machen, wie Eugenik mit Euthanasie zusammenhängt, was der Bluttest mit Behindertenfeindlichkeit zu tun hat."

Hanne hat sich mit den historischen Bezügen ihrer aktuellen politischen Position intensiv beschäftigt. Sie war aktives Mitglied im Auschwitz-Komitee und mit Perla Ovitz befreundet, einer kleinwüchsigen jüdischen Artistin, die selbst und deren Familienangehörige Opfer medizinischer Experimente des KZ-Arztes Josef Mengele geworden sind. Der israelische Regisseur Schahar Rosen hat einen Film über die Freundschaft der beiden Frauen gedreht und über die Suche nach einem verschollenen Film, den Mengele über seine Opfer im KZ gedreht hat (ein fast siebenminütiger Trailer von „Liebe Perla" ist auf youtube eingestellt: https://bit.ly/HannePerla). Dass der 1999 veröffentlichte Dokumentarfilm heute weder besonders bekannt noch öffentlich zugänglich ist, ist auch ein Ausdruck der Verhältnisse und des allmählichen Vergessens ihrer fortdauernden Geschichte, gegen die Hanne immer wieder angegangen ist, mit der sie sich nicht abfinden konnte und wollte und die sie versucht hat zu verändern.

Jetzt ist Hanne tot. Und sie – mit ihrer Stimme, die schwer zu überhören war und mit der sie radikal gegen Selektion und Normierung angegangen ist, weil diese nicht „human" gestaltet werden können – fehlt. Hanne hat 1997 in einem Text mit dem Titel „In Gefahr und größter Not ist der Mittelweg der Tod", der in der „randschau" erschienen ist, konstatiert, dass sich auch die „Krüppel"-Bewegung (so schrieb sie sie) verändert und dabei angepasst habe. Sie bezog sich dagegen auf Franz Christoph und beklagte, dass in den Nachrufen nach seinem Tod kaum einer um ihn getrauert habe: „Er wurde gelobt und getadelt sowie manche Anekdote kolportiert, Konkurrenzen beschrieben und weiter betrieben. Abgrenzung statt Trauer. Vermisst wurde er öffentlich kaum." Ich vermisse Hanne und trauere um sie.

Oliver Tolmein, Hamburg

http://www.schattenblick.de/infopool/pannwitz/report/pprio024.html
https://bit.ly/HannePerla

Hannelore Witkofski ist tot.

Wir waren seit langem mit Hanne in Verbindung. Über Themen wie Pränataldiagnostik, Diskriminierung von Menschen mit Behinderung, Kontinuitäten und Diskontinuitäten der NS-Ideologie und -Praxis. Oder die Solidarität mit den Frauen, denen eine Mitgliedschaft in RZ/Rote Zora vorgeworfen wurde, damals 1987 und folgende Jahre. Weil wir uns auch damals schon mit „anschlagrelevanten Themen" beschäftigten – der Roten Zora wurden Anschläge u.a. auf den internationalen Textilhersteller Adler und auf ein humangenetisches Institut vorgeworfen – und wir auch andere kannten, die sich mit diesen Themen beschäftigten, waren wir des Terrorismus verdächtigt. Das rief eine Welle an Solidarität hervor, an der auch Hanne beteiligt war. Stets war Hanne laut, radikal und entschieden; für manche wohl ein wenig zu kompromisslos, aber stets diskussionswürdig.

Deine hörbare Position, die sich eindeutig gegen die diversen Selektionspraktiken richtete, die wird uns fehlen. Tschüss Hanne.

Das BioSkop-Kollektiv

Fortsetzung von S.3

sondern können akzeptiert werden. Dass die wenigsten Menschen sich eine Beeinträchtigung wünschen, steht auf einem anderen Blatt. Die Frage, ob taube Menschen hören bzw. ein Cochlea-Implantat nutzen wollen oder nicht, ist ihre Sache und kann sicher nicht, wie Michaels es nahelegt, pauschal für alle beantwortet werden.

Man kann sich also durchaus kritisch mit Positionen des Autors auseinandersetzen. Leider ist dies offenbar nicht mehr selbstverständlich. In seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe berichtet Michaels, er sei im Herbst 2020 von einer akademischen Gruppe zu einem Zoom-Vortrag eingeladen und wenige Monate später wieder ausgeladen worden, weil ein Professor nach der Lektüre geglaubt habe, durch seine Gegenwart „einer Art von ‚Gewalt'" ausgesetzt zu werden. „Um sicherzustellen, dass sich alle sicher fühlen, lud die Gruppe jemand anderen ein." (S. 7) An die Stelle kontroverser Argumentationen trat also eine sich auf Befindlichkeiten berufende passiv-aggressive Vermeidungsstrategie. Dergleichen scheint neuerdings auch zum Repertoire der Diversitätsideologie zu gehören.

Michael Zander

Walter Benn Michaels (2021):
Der Trubel um Diversität. Wie wir lernten, Identitäten zu lieben und Ungleichheit zu ignorieren.
Berlin: Edition Tiamat, 296 S., 24,00 Euro.

Impressum

newsletter Behindertenpolitik Nr. 88
(erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 98)

Redaktion und Mitarbeit:
Erika Feyerabend (viSdP), Michael Zander, Udo Sierck, Oliver Tolmein, Ulrike Lux, Jörg Fretter

Redaktionsadresse:
Bochumer Landstr, 144a, 45276 Essen
Tel. 02 01 / 53 66 706
E–Mail: erika.feyerabend@t-online.de

Druck:
Zeit-Druck Thäns, Dorfstr.22, 26759 Hinte